

(Nachdruck verboten.)

9) Unter Wolken.

Roman von Kurt Kram.

Frau Schuldirektor Walter aber ließ sich nicht stören. „Wir unterhalten uns ruhig weiter. Mir fällt es auch nicht auf, daß mein Mann immer noch fort ist. Da merke ich, wie die Menschen ringsum aufstehen, an die Mauer treten, die den Garten vom Rhein trennt, und lachen. Ich werde auch neugierig, stehe auf und trete auch an die Mauer. Und denken Sie, was sehe ich? Natürlich meinen Mann. Unten am Rhein hockt er, wo es so ganz langsam und allmählich in ihn hinein geht. Böglich kriecht er auf allen Vieren ins Wasser. Die Leute ringsum lachen und machen ihre Witze. Ich kann mich nicht rühren im ersten Schreck, wie ich sehe, daß er wahrhaftig ins Wasser kriecht und weint und weint. Wenns ihm aber bis an den Mund kommt, kriecht er immer wieder ein Stück zurück.“

Endlich komme ich zu mir und stürze aus dem Garten zum Wasser. „Laß mich, laß mich“, murmelte er, und die dicken Thränen laufen ihm über die Backen, ich will sterben, ich will sterben. Ich reiße ihn an den Weinen zurück, seine Freunde kommen auch und helfen. Lachend haben sie ihn dann in ein Bett gebracht. Mit Wiesbaden war es an dem Tag nichts mehr. Damals hab' ich nicht gelacht. Was ich in der Nacht unglücklich war, was ich in der Nacht geweint habe!“

Sie machte eine kleine Pause.

„Es war ja dumm, aber ich kannte die Männer noch so wenig. Jetzt weiß ich natürlich Bescheid. Wenn er jetzt spät nach Haus kommt und sich so recht trübselig aufs Bett setzt, nehm ich ihm einfach die Kleider weg. Dann beruhigt er sich bald wieder. Es schadet auch nichts, wenn er noch ein bißchen weint, es kann ihm wenigstens nichts zustoßen. Vorgestern hab ichs auch wieder thun müssen. Nach dem Tag ist's bei seinem Patriotismus immer besonders schlimm.“

Frau Magda war ganz entsezt.

Frau Schuldirektor Walter lachte und lachte. Sie konnte gar nicht wieder zu sich kommen.

„Mein Mann,“ erklang jetzt die scharfe Stimme von Frau Doktor Horst, „wenn der so ist, ruft er immer: Ein Bein, ein Bein, ein Königreich für ein Bein, daß ich abschneiden kann!“ Es sollte lustig klingen, kam aber ganz anders heraus. Nicht weil Frau Horst ihrem Mann wegen des Trinkens zürnte, sondern weil ihr der Aerger noch zu sehr in der Kehle saß, daß sie den ganzen Nachmittag neben Frau Doktor Schreiber sitzen mußte.

„Mein Mann,“ rief die Frau des Chemikers — sie war eine kleine, nette Person und immer in Schwarz. Einmal fand sie es vornehm und zweitens hatte sie gehört, daß gewisse Damen in Berlin immer so gingen, deshalb fand sie es auch pikant; beides vereint war ihr aber das höchste. — „Mein Mann ist auch gar zu komisch. Er hält mir immer die Hand vor's Gesicht und ruft: Seh'n Sie diese große, starke Männerhand? Ich bin nämlich Chemiker, müssen Sie wissen, Chemiker!“

Damit war man beim zweiten unerschöpflichen Thema: Die Männer.

Eine wußte immer wunderbarere Sachen von ihrem zu berichten als die andre, und fast alle beteiligten sich mit Genuß an dem Gespräch, ohne im geringsten ein Blatt vor den Mund zu nehmen.

Frau Amtsrichter Blau schwieg, ihr war das zu ungebildet. Auch Frau Roth sagte zunächst nichts. Sie träumte nur mit rotem Kopf ein wenig vor sich hin. Wie ihr Mann dann war? So zärtlich! Nein, das konnte sie doch nicht zum besten geben! Wenn sie es auch gern gethan hätte, um die andern auf ihr Glück neidisch zu machen. Auch Frau Doktor Schreiber beteiligte sich nicht an Gespräch. Ihr Mann war gar nicht freundlich zu ihr, weil sie nur dies eine Kind, das unglückliche Fienchen, geboren hatte, das der gesunde und starke Mann nicht lieben konnte, weil es so armselig und häßlich war.

Sie sah Fienchen unfreundlich von der Seite an und raunte ihr ins Ohr: „So sitz doch grade! Brust heraus!“

Das arme Fienchen redete sich und suchte die Brust herauszustrecken, obwohl es keine hatte.

Frau Doktor Schreiber lächelte trüb auf das Kind. Es würde wohl nie einen Mann bekommen. Dabei schien das dumme Ding selbst gar nicht zu wissen, wie arm es aussah. Es hatte ihnen noch heute früh so eine komische Scene gemacht. Fienchen war nämlich mit einem besonders feierlichen Gesicht zum Frühstück erschienen. Der Vater fragte gleich: „Schieß los! Was hast Du denn?“ Da war das Fienchen rot geworden und wollte nicht heraus mit der Sprache. Frau Schreiber wurde ganz aufgeregt. Sollte der Bauunternehmer ihr vielleicht doch einen Antrag gemacht haben? „Wollt Ihr mir auch nicht böse sein?“ fragte Fienchen ängstlich. Was sie nur hatte? Beide Eltern versicherten feierlich, daß sie nicht böse sein wollten. „Auch wirklich nicht?“ fragte Fienchen nochmals. „Wirklich nicht,“ versicherte der Vater ein wenig spöttisch. „Ich . . . ich“ . . . begann das Fienchen stotternd. „Nun?“

„Ich . . . möchte nie heiraten, ich möchte immer bei Euch bleiben,“ hatte es schließlich erklärt, sich zärtlich an die Mutter gesmiegt und ein Gesicht gemacht, daß Doktor Schreiber aus dem Lachen garnicht herauskam.

„Noch grader, Fienchen,“ sprach Frau Doktor Schreiber wieder. Und Fienchen setzte sich noch grader.

„Da hab ich's mit meinem Alten noch am besten,“ sagte jetzt die Frau Oberförster. „Es muß schon arg kommen, wenn ich ihm überhaupt was anmerken soll. Er pfeift sich dann ganz leise eins:“

Ich jag den Hirsch im wilden Forst,
im tiefen Wald das Reh.

Wenn es ganz schlimm wird, singt er. Das klingt zwar nicht schön, ist aber auch noch sehr harmlos:

Und dennoch hat das kalte Herz
die Liebe auch gefühlt.“

Von den Männern kam man auf die Kinder.

Auch hier gab Frau Walter den Ton an: „Was unsere Jüngste ist, das Mielchen, morgen wird sie sechs, die hätten Sie mal voriges Jahr in der See sehen sollen, als wir in Norderney waren. Ich sage Ihnen, ein Anblick, wenn sie so in Wasser war! All das schöne, lachsfarbene Fleisch! Man hätte am liebsten hineinbeißen mögen.“

Inzwischen war Wein und kalter Aufschnitt gebracht worden.

Die Damen griffen tüchtig zu, während das Gespräch über die Kinder weiter ging.

Frau Amtsrichter Blau, die keine Kinder hatte, wurde ungeduldig und fuhr mit ihrer harten Stimme dazwischen: „Ich denke, es wäre Zeit, daß wir uns schlüssig würden, was wir den Winter im Kränzchen lesen wollen. Ich schläge Tasso vor. „Von Goethe“, setzte sie ein wenig spitz hinzu, um die andern zu ärgern durch die Annahme, sie wüßten das nicht.

Die Damen merkten es wohl und waren alle gegen Tasso.

Am Ende einigte man sich auf Wilhelm Tell. Das sei doch immer noch das schönste und poetischste, meinte Frau Walter, die es ja wissen mußte, da ihr Mann den Unterricht in der Litteratur erteilte.

„Also Tell. Aber oben drauf noch was Lustiges,“ meinte die Frau Oberförster, „was zum Lachen“. Man war einverstanden und wählte „das weiße Röhl“, das ja so sehr komisch sein sollte und doch auch anständig, wie es in den Zeitungen hieß.

„Giebt's denn das bei Reclam?“ fragte Frau Amtsrichter Rot.

„Nein,“ sagte Frau Amtsrichter Blau, „das wohl nicht.“

„Was wird das weiße Röhl denn kosten?“

„Ich denke etwa zwei Mark,“ meinte die litteraturkundige Frau Blau.

Es entstand eine kleine, bedrückte Pause. Zwei Mark, das war viel Geld.

Frau Schuldirektor Walter sagte: „Können wir uns nicht

vielleicht die nötigen Exemplare leihen? Es giebt doch solche Anstalten."

Die Frau Oberförster aber schlug vor, jede der Damen solle jede Woche zehn Pfennige in eine dafür bestimmte Büchse zahlen, dann würde man das Geld bald haben.

Die Frau Schuldirektor hätte diese unnötige Ausgabe zwar gern vermieden, aber die andren stimmten der Frau Oberförster zu. So war man denn doch nicht. Man that auch einmal etwas für die moderne Literatur. Man wollte sich jetzt nicht lumpen lassen.

Man brach auf.

"Es war reizend!"

"Ganz entzückend, Frau Oberförster!"

"Wirklich, Frau Oberförster!"

"Süß war's", erklärte Frau Roth und machte wieder einmal ihre größten Augen.

Bettchen wurde nochmals mit ihren Dienern vorgeführt, dann trennte man sich. Im Hausgang mußte Lieschen noch einmal Hihi sagen und Fienchen Schreiber hing sich eng an den Arm der Mama und fragte schon wieder: "Seid Ihr mir auch wirklich nicht böse?"

"Nein", entgegnete die Frau Doktor etwas unwirsch.

Frau Amtsrichter Blau wartete unten auf Magda, als sie sah, daß diese ihren Wagen da hatte. Aber Magda dachte einfach nicht daran, die Frau Amtsrichter zum mitfahren aufzufordern.

So mußte sie denn durch den Schmutz heimtappen. Immer wieder murmelte sie dabei zornig: "Dies Geld, dies elende, gemeine Geld!"

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Kartoffelfeuer.

Von Paul S. Hartwig.

Blaugrauer Rauch hüllt die Siebelhäuser der Kleinen Stadt in einen durchsichtigen, feinen Schleier. Er bleibt haften, und es sieht so aus, als ob er immer vorhanden wäre. Die Luft hindert sein Ausbreiten, die Luft, die so unbewegt ist und wie ein bleifarbenes, schweres Tuch herabhängt, in das die beiden Türme der alten verwitterten Kirche Löcher hineinzu stoßen scheinen.

Von den Linden lösen sich langsam welke, frosterstarrte Blätter — in ihrem müden Fallen liegt so viel Hoffnungslosigkeit. Und nun bleiben sie auf den feuchten Steinen der stillen Straße liegen und harren des Junlers Sturm, der sie zu totem Ranze in die Lüfte entführt.

An dem Edfenster eines alttümlichen Hauses steht ein Mann, in dessen Haar und Bart bereits viel Staub von der Landstraße des Lebens gefallen ist. Er ist der Stürme und steinigen Wade herzlich müde gewesen und hat in dieser kleinen Stadt einen sicheren Hafen zum Ausruhen gefunden. Er beobachtet nur noch das Getriebe, das im Kleinen die große Welt da draußen wieder spiegelt und sieht sich in dieser Rolle wohl. — Manchmal freilich —

Gerade hat er die Fensterklappe geöffnet, da bringt etwas von dem scharfen Duft des blaugrauen Rauchs herein.

Kartoffelfeuerrauch . . .

Und jäh wird ihm ein Erinnerungsbild lebendig. Gerüche vermitteln so leicht Erinnerungen.

Er ist wieder ein Schuljunge in einem grauen Anzug, aus dessen zu kurzen Ärmeln die stets leicht geröteten Hände abenteuerlich lang hervorragen. Und nun erst, wo sie rissig, geschwärtzt, mit kleinen Brandwunden bedeckt sind und sich unter den Fingernägeln gehörige Portionen vaterländischen Bodens befinden!

Im engeren Sinne ist dieser Boden ein Feld — ein Kartoffelfeld von ungeheurer Ausdehnung. Und an dieses Feld stoßen neue und immer neue Felder, soweit der Blick reicht. Ab und zu tauchen wohl die unscharf umrissenen Silhouetten morriger, nackter Weiden auf, die einen melancholischen Reiz einrahmen. Die Stadt liegt weit hinten, in Nebelschleiern versteckt, in die sich der scharfe, blaue Qualm der Kartoffelfeuer hineinzieht.

Der Kartoffelfeuer! — Es ist eine Schar lustiger unbändiger Jungen gewesen und einige Mädels waren auch dabei.

Es gab welche, die sich vom Strickstrumpf hinwegstahlen und mittochten, stürmischer fast wie die Jungen selber.

Nun sind sie drabe Hausmütter — und die Locken, die ihnen einst wild und kraus um die hübschen Köpfe flogen, sind in ehrsame, glatte Scheitel gebändigt.

Damals sind sie zur Zeit der Kartoffelfeuer immer dabei gewesen.

Und mit welchem Eifer sie das dürre Kraut zu Haufen schichten — ein Reisigbündel, die Glut zu verstärken, wird sorgsam verteilt. Eins — zwei — drei — ein schwäsender Rauch, züngelnde Flammen — hei, wie das brennt!

Die Vorbereitungen zum Festmahl nehmen geraume Zeit in Anspruch. Von den gesammelten Kartoffeln werden die schönsten

ausgewählt, und diese mit Äpfeln — harte Winterforten — in die glühende Asche geworfen.

Augenblicke erwartungsvoller Spannung. Scharfe Ohren vernehmen ein leises Pischen. Ist's wohl schon so weit?

Richtig, Kartoffeln und Äpfel haben sich allmählich mit einer dicken schwarzen Kruste bedeckt und werden mühsam aus dem heißen Bade herausgeholt. Das giebt ein delikates Mahl.

Das Lottchen hat zu den köstlichen, wie Kuchern schmeckenden Erdäpfeln frische Butter aus der heimischen Speisekammer gehamstert; sie denkt auch an alles.

Ja, ja, das Lottchen. — —

Dem alternden Manne am Fenster des Eshauses in der Kleinen Stadt greift die Erinnerung plötzlich leise ans Herz, und mitten in den blauen Rauchschwaden steht das schönste Stück seiner Jugend.

Wie viel übermüthige Lustigkeit — wie viel köstlicher Reiz in den gemeinamen Heimlichkeiten.

Wie ihre schönen braunen Zöpfe flogen, wenn sie mittolte wie ein echter Junge. Sie hätte die braunen Zöpfe am liebsten radikal abgeschnitten, um den Jungens nur ähnlicher zu werden. Sie konnte ordentlich in Wehmut verfallen, wenn man ihr klar machte, daß sie nun einmal kein Junge sei.

Ein lieber Kamerad war sie, stets bereit, übermüthige Streiche auszuführen, und born dran, wenn es galt, für eine entdeckte Frevelthat einzustehen. — —

Die Kartoffelfeuer brennen immer noch, und die glücklichen Kinder, deren Lebensfreude nicht durch falsche Erziehung niedergedrückt wird, versuchen, durch die brennenden, schwäelenden Haufen zu springen.

Dabei schreien sie laut ihre liebsten Wünsche.

Wer durch den Qualm gelangt, ohne daß ihm die Augen tränen, dem gehen sie in Erfüllung.

Kinderwünsche . . .

Wieder flammen die Feuer auf.

Eine andre Generation, nicht mehr so spielfroh und lustig, wie es scheinen will, sitzt auf den weiten, in Dunst verschwimmenden Feldern die alten Freunden.

Zwei junge Menschen, in deren Augen noch die ganze, durch nichts getrübe Lebenshoffnung funkelt, gehen fein sitziam den schmalen Feldweg hinauf.

Die braunen Zöpfe des Mädchens sind tief im Nacken zu einem Rest zusammengesteckt, und das blaue Kleid von feinem Wollstoff reicht bis auf die Füße.

Sie unterhalten sich ehrbar von der Zukunft, die in der Wäldle ein andres Gesicht annehmen wird, wie die Gegenwart, derer sie müde sind, weil sie vielleicht zu schön ist.

Nun lachte in ihren Augen der Schall.

"Du, die Feuer brennen, — wollen wir noch mal durchspringen und uns was dabei wünschen?"

"Aber —"

"Die Kinder sehen's ja bloß, oder genießt Du Dich etwa?"

"Gewiß nicht, Lotte."

"Na, also —"

Sie schürzt ihre Röcke.

Eins — zwei — drei — — wie die Funken stieben!

"Aber Du hast Dir ja nichts gewünscht."

"Von Dir hab' ich auch nichts gehört, Lotte."

"Bitte, mir war Rauch in die Kehle gekommen — gewünscht hab' ich mir schon was."

"Ich auch, und es muß in Erfüllung gehen — unsre Augen tränen ja nicht."

Das Orakel war diesmal trügerisch — die Erfüllung der stummen Bitten ist ausgeblieben. Mit den liebsten Wünschen pflegt's ja stets so zu gehen. — —

Der Trummer am Fenster fröstelt.

Von den Bergen, die sich im Osten des Städtchens auflärmen, macht sich ein rauher Wind auf. Er wirbelt die toten gelben Blätter der Linde empor und treibt den blauen schweren Rauch durcheinander, daß er bald nicht mehr von dem grauen Herbstgewölkt zu unterscheiden ist. —

Die Erforschung der Atmosphäre mittels Luftballon und Drachen.

Mit diesem Thema begannen die Vorträge, die während des Winters an jedem Mittwochabend in der Urania gehalten werden sollen. Prof. A h m a n n, der Vortragende, gehört zu den Männern, welche selbst in hervorragender Weise an der Entwicklung der modernen wissenschaftlichen Luftschiffahrt zur Erforschung der Atmosphäre beigetragen haben. In seinem Vortrag kam das allerdings nicht zum Ausdruck, da sein Name überhaupt nicht erwähnt wurde.

Die wesentlichsten Daten, um deren Feststellung es sich beim Aufsteigen in die Höhe handelt, sind die Temperatur und der Druck, wozu als drittes noch der Feuchtigkeitsgehalt kommt. Der Luftdruck läßt sich verhältnismäßig am einfachsten feststellen, dagegen macht eine genaue Beobachtung der Temperatur sehr erhebliche Schwierigkeiten. Jedermann weiß, daß ein Thermometer, welches die Temperatur der umgebenden Luft anzeigen soll, nicht den unmittelbaren Strahlen der Sonne ausgesetzt werden darf; das Glas sowie das Quecksilber würden in hohem Maße Wärme ver-

schließen und sich auf eine viel höhere Temperatur erwärmen, als es der Umgebung entspricht. Deshalb hängen wirre Thermometer stets im Schatten, was sich in Luftschiffen schließlich wohl auch erreichen ließe. Aber etwas anderes ist in Luftschiffen ganz undurchführbar, nämlich die Bestrahlung von Seiten des schattengebenden Körpers auszuschließen. Auch auf der Erde strahlen ja alle erwärmten Körper beständig Wärme aus und ein Thermometer empfängt daher andauernd Wärmestrahlen aus seiner Umgebung; aber das stört hier nicht sehr. Denn im Freien herrscht stets eine ununterbrochene Bewegung der Atmosphäre, so daß beständig neue Luftmassen mit dem Thermometer in Berührung kommen. Durch diese andauernde Ventilation wird das Quecksilber vor Erwärmung geschützt, so daß es in der That die Temperatur der Luft anzeigt.

Ganz anders ist das im Luftballon. Dieser geht ja mit dem Wind, und zwar mit der Geschwindigkeit des Winds, so daß von einem Aufstieg, von einer Ventilation im Ballon gar nichts zu spüren ist. Daher ist das Thermometer, wenn es auch nicht unmittelbar in der Sonne hängt, doch einer andauernden Bestrahlung ausgesetzt; selbst wenn es sich in einem Gefäß befindet, dessen Wände sorgfältig poliert sind und deshalb die Wärmestrahlen in hohem Maße zurückwerfen, läßt sich der Einfluß dieser Bestrahlung nicht so völlig vermeiden, daß die Angaben des Thermometers nicht um mehrere Grade zu hoch ausfallen, wodurch ihr Wert erheblich sinkt. Daher haben denn auch bedauerlicherweise die zahlreicheren älteren Luftfahrten, die zu wissenschaftlichen Zwecken unternommen worden sind, fast gar keinen Wert; die von den betreffenden Forschern mitgeteilten Zahlen über die von ihnen beobachteten Temperaturen erlauben gar keine Schlussfolgerungen, da die Zahlen zu ungenau sind.

Eine neue Epoche der wissenschaftlichen Erforschung der Atmosphäre mittels Luftfahrten trat mit der Benutzung der von Ahmann konstruierten Aspirations-Thermometer ein. In demselben befindet sich das Thermometer im Innern zweier gleichachsiger verwickelter Messingröhren, die innen und außen glänzend poliert und außerdem durch einen schlechten Wärmeleiter getrennt sind. Außerdem aber befindet sich im oberen Teil des Apparats ein Ventilator, der durch ein Uhrwerk in Bewegung gesetzt wird; die zwischen zwei schnell rotierenden Scheiben befindliche Luft wird an deren Peripherie ausgeschleudert und dadurch ein andauernder Luftstrom erzeugt, der beständig frische Luft am Thermometer vorbeiführt. Um nicht Luft, die durch Bestrahlung vom Korbe aus erwärmt ist, sondern freie Luft zu erhalten, wird das Instrument außerhalb des Korbs an einer besonderen Vorrichtung aufgehängt.

Die höchsten Schichten, welche von Menschen in Ballons erreicht werden können, dürften auf 10 000 Meter zu schätzen sein; bis jetzt ist die größte Höhe, 9150 Meter, von Person erreicht worden. Um größere Höhen zu erreichen, hat man seit einigen Jahren begonnen, leichte Ballons mit selbstregistrierenden Instrumenten aufzulassen. Dieselben steigen rasch in die Höhe, bis sie ihre Gleichgewichtslage erreicht haben, in welcher sie längere Zeit schwebend verharren. Wenn dann das Gas durch Diffusion sich zu entleeren beginnt, sinken sie erst langsam und dann ziemlich rasch herab. Auf diese Weise hat man Höhen bis zu 18 000 Meter bei einer Temperatur von 68 Grad Kälte erreicht.

Das wesentlichste an diesen Untersuchungen ist, daß sie möglichst zahlreich und an möglichst vielen Orten gleichzeitig vorgenommen werden; denn nur dann, wenn Daten aus vielen Orten vorliegen, läßt sich der Zustand in den oberen Schichten der Atmosphäre mit dem in den unteren Schichten vergleichen.

Diese Ballons führen bezeichnenderweise den Namen S o n d i e r b a l l o n s. Eigentlich hat jede Ballonfahrt mehr oder weniger den Charakter einer Sondierung, einer Stichprobe in die Atmosphäre hinein, um über den augenblicklichen Zustand einige Daten zu erhalten. Auch bei den bemannten, mit Beobachtern besetzten Ballons ist eine Dauerfahrt bei dem gegenwärtigen Stande der Luftschiffahrt nicht möglich. Um ein Observatorium längere Zeit in großen Höhen schwebend zu erhalten, ist man in neuerer Zeit wieder auf die Drachen verfallen, die ja in ihrem Princip jedem aus seiner Jugend bekannt sind. Wie den Sondierballons, so giebt man auch den Drachen Registrierapparate mit; indem man mehrere Drachen hinter einander an demselben Drahtlabel aufsteigen ließ, ist es gelungen, Höhen bis zu 4000 Meter zu erreichen.

Durch allgemeinere Benutzung dieser Methoden wird es sicherlich gelingen, die Beobachtungen sehr zu häufen und in Zusammenhang zu bringen. Freilich ist hierzu das internationale Zusammenarbeiten nötig. Wie die Luftströmungen sich an keine Grenzspähle lehren, so muß auch ihre Untersuchung über die Grenzen hinweggehen; sie trägt somit auch zur kulturfördernden Vereinigung der Menschen in friedlicher Arbeit bei. — Bt.

Kleines Revuekon.

ek. Silber vom amerikanischen Wahlkampf. Man berichtet aus New York: „Gesucht: Junge Künstlerinnen für eine Tournee in Vaudeville und junge Leute für das holländische Lustspiel und Negerlieder. Erstklassige Gehälter für eine Fahrt nach Westen und Garantie für eine längere Zeit.“ . . . Diese sonderbare Annonce in New Yorker Blättern zog vor kurzem viele „Schmierer“-Künstler an, die auf ein Winterengagement hofften. Sie fanden Mr. Skinner,

einen großen Mann mit kräftigem Schnurrbart, einem „rough-riider“-Cut, einer wildledernen Uhrschür, schweren kalbsledernen Stiefeln und einer Stimme, die alle Cowboys in einem Umkreis von fünf Meilen kommandieren könnte. „Es handelt sich nicht um eine eigentliche dramatische Tätigkeit, sondern um — Politik“, erklärte er „und zwar um die Wahl W. A. Clarks zum Senat von Montana und Bryans zum Präsidenten der Vereinigten Staaten. Wir bereisen den Staat Montana vom 1. Oktober bis zum Wahltag im November, und jedes Lied, jeder Tanz, jeder Wit, der da zum besten gegeben werden soll, ist für Clark und Bryan.“ Die von Skinner in New York organisierte Gesellschaft macht jetzt tatsächlich eine politische Wahlreise durch Montana. Der Text und die Musik der Lieder sowie die im Dialog vorkommenden Scherze sind von Autoren von anerkanntem Ruf zu dem Zweck geschrieben, Begeisterung für Bryan und den mehrfachen Millionär und Kupferkönig zu wecken, der von der letzten Tagung des Senats ausgeschlossen war. Da die Vorstellungen frei sind, müssen in jeder Stadt, in der die Gesellschaft spielt, Hunderte wegen Raum Mangels von den Thüren des „Opernhauses“ abgewiesen werden. Clarks „show“ wird ihm 100 000 Dollar kosten, denn er braucht dreißig Leute mit einem wöchentlichen Gehalt von durchschnittlich 600 M. einen Monat lang, bezahlt sämtliche Reisespesen und bewirtet sie reichlich. Nach jeder Vorstellung wird „gestimmt“; natürlich ist das Publikum einstimmig für Clark und Bryan, und zweifellos wird durch solche Manöver ein Teil der Stimmen wirklich gewonnen werden. Dann hat Bryan selbst Mitte September die Mode eingeführt, die Landbezirke in einem Automobil zu bereisen. Dieser Gedanke ist natürlich sofort allgemein aufgenommen worden. Tausende solcher Gefährte sind bis zum Ende des Wahlkampfes gemietet, und die Redner befahren in ihnen die zweifelhaftesten Staaten. Auch die Frauen, die diesmal mehr Anteil an den Wahlen nehmen, kommen auf die sonderbarsten Einfälle. Alice Wilson, die für die Republikaner Indiana bereist, reitet auf einem milchweißen Pferd und sie singt und spricht vom Sattel aus. In Kansas behauptet Jane Brown, eine zweite „Jungfrau von Orleans“ zu sein; sie beschreibt ihre Visionen vor begeisterten Populisten. Eine Frau aus Colorado hat einem Bären gelehrt, aus einem ganzen Alphabet mit einem Stab die Buchstaben von Bryans Namen zu bezeichnen, sie bezieht dafür von dem demokratischen Komitee ein anständiges Gehalt. In Greeley, Colorado, überreichte Mrs. Downey als Vertreterin aller republikanischen Hausfrauen Roosevelt einen selbstgebackenen Kuchen, zu dem jede etwas gegeben hatte, ein Stück Zucker, einen Löffel Melasse, etwas Mehl, Speck, Butter oder Gewürz. Fast tausend Frauen hatten dazu beigetragen, — der Kuchen wog fünfzehn Pfund. Dabei passierte jedoch der Dame, die im mittleren Alter steht und sich eines ansehnlichen Körpergewichts erfreut, das Mißgeschick, beim Betreten der Plattform des Waggons — Roosevelt hielt sich nur auf der Durchreise auf — zu fallen und sich ein ganzes Stück im Sande zu wälzen, so daß der Gouverneur über den Anblick lachen mußte. Mrs. Downey aber richtete sich auf und wehte mit dem Taschentuch, bis der Zug außer Sicht war. Auch die Temperenzler tragen ihrerseits ihr Scherflein zu den Ueber-spamtheiten des Wahlkampfes bei. Mrs. Sprague, eine Deamtrix der Indiana „Womans Christian Temperance Union“, regte vor kurzem eine „Gebetskette“ gegen Mc Kinley an, und zwar in der Form, daß jede Person, die betete, daß er unterliegen möchte, zwei weitere dazu bringen sollte, dies auch ihrerseits zu thun. Darauf regte Mrs. Short, die demselben Verein in Illinois angehört, eine andre Gebetskette für Mc Kinley an! J. G. Woolley reist im Lande in einem sogenannten „Kaltwasser“-Zuge umher. Er bezahlt den Zug und hat Leute für ihn gemietet, von denen nicht einer, vom Zugführer bis zum Bremser, je in seinem Leben Alkohol in irgend einer Form getrunken hat oder haben soll. —

— Neue Gradmessung in Afrika. Auf dem in den letzten Tagen in Paris abgehaltenen Geodäten-Kongreß hat der Leiter der Kap-Sternwarte, Sir David Gill, die Mitteilung gemacht, daß unter seiner Leitung mit der Ausführung einer neuen afrikanischen Gradmessung begonnen worden ist. Der zu messende Meridianbogen wird nicht weniger als 66 Breitengrade umfassen und vom Kap der Guten Hoffnung bis nach Alexandria sich erstrecken, also ganz Afrika der Länge nach durchqueren. Mit Ausnahme einer kurzen, innerhalb Deutsch-Ostafrikas liegenden Strecke verläuft dieser ganze, rund 7000 Kilometer lange Meridianbogen auf englischem Besitz oder Schutzgebiet (Kapland, Betschuanaland, Britisch-Ostafrika, Kordofan, Aegypten). Von Seiten des Deutschen Reichs ist die Ausführung der notwendigen Messungen im Gebiete von Deutsch-Ostafrika bereitwillig gestattet worden. Im Süden von Afrika sind die Arbeiten trotz des Krieges bereits beträchtlich vorgeschritten. Der Pariser Kongreß hat die Vertreter Englands zu diesem großartigen Unternehmen auf das wärmste beglückwünscht und er hat gleichzeitig den Wunsch ausgesprochen, daß zwischen Frankreich, dem Kongostaat und dem Deutschen Reich ein Abkommen getroffen werden möge, auf Grund dessen eine das englische Unternehmen ergänzende Breitengradmessung, die sich von französisch-Kongo bis nach Deutsch-Ostafrika erstrecken soll, zur Ausführung gelangen könnte. —

Musik.

Die Bemühungen, den lange zurückgesetzten Komponisten Hector Berlioz (1803—1869), den Meister der Instrumentation und der diatrisch ausdrucksvollen Instrumentalkomposition, der vielberufenen „Programm Musik“, vollauf zur Geltung zu bringen, sind

noch lange nicht am Ziel. Vor allem richteten sie sich bisher hauptsächlich nur auf seine Orchester- und Gesangskompositionen. Unter jenen ist die so sippig charakteristische Ouvertüre „Römischer Karneval“ ein längst beliebtes Konzertstück. Dagegen gilt Verlioz als dramatischer Komponist noch immer wenig und insbesondere sein Versuch von 1838 (in Paris), mit der Oper „Venvenuto Cellini“ festen Fuß zu fassen, als mißlungen. Doch hat F. Wottl in Karlsruhe seit längerem für Verlioz als Opernkomponisten gesorgt, und ein interessantes Bruchstück aus einer der Trojauer-Opern bekamen wir vor einiger Zeit hier in einem Konzerte, ich glaube der Wagner-Vereine, zu hören. Nun hat unsre königliche Oper, nach einem flüchtigen Anlauf vor mehreren Jahren, eine neue Vorführung des „Venvenuto Cellini“ seit längerem versprochen und am Mittwoch ausgeführt. Das Opernwerk beruht auf einem sehr mäßigen Text, den Auguste Barbier, der Satiriker (nicht der allbekannte Librettist Jules Barbier), in Gemeinschaft mit Léon de Wailly geschrieben hat. Es handelt sich um eine Verflechtung persönlicher und künstlerischer Schicksale des großen kunstgewerblichen Meisters und Bildhauers der Renaissance, allerdings mit einem sehr freien Verfügen über die Historie; so soll im Jahre 1592, zwei Menschenalter vor Entstehung der Oper, von der Aufführung einer solchen die Rede sein. Das Interessanteste am Text ist wohl seine Uebersetzung ins Deutsche durch Peter Cornelius: eine kräftige, etwas herbe Sprache, die sich durch das Legen der sprachlichen Accente auf die musikalischen Accente hoch über die gewöhnlichen Wortschindereien der Opernübersetzungen erhebt. Cornelius' eignes Hauptwerk, „Der Barbier von Bagdad“, soll uns durch seine demnächstige endliche Aufführung hier diesen ebenfalls noch verdunkelten dramatischen Komponisten und Dichter neudeutscher Art direkt kennen lehren.

Der „Venvenuto Cellini“ ist von vornherein um die Aussicht einer künstlerisch vollkommenen Wirkung gebracht durch die Natur seines Textes, der fast ganz episch, ja beinahe ein Episodensünderwerk ist. Nur gegen Ende nimmt er einen dramatischen Entwicklungsgang durch die Bewährung der Künstlerpersönlichkeit des Helden, zu der aber fast jealöse charakterisierende Vorbereitung fehlt. Um so interessanter ist es, zu sehen, mit welcher Sorge um richtigen Ausdruck sich die Musik damit abzufinden sucht, obgleich sie die „alten Opernformen“ nicht zerbricht, sondern möglichst natürlich zu verorten sucht. Wie verständlich wird uns jetzt jener „Römische Karneval“ als Zwischenaktmusik mit der daraus musikalisch hervorwachsenden wirklichen Karnevalszene! Und nun achte man auf die Zurückhaltung der Komposition überhaupt, wie insbesondere in ihren orchestralen Bestandteilen! Die Meisterhaftigkeit dieser Zurückhaltung bedeutet zugleich eine Ehrenforderung an die Regie, die Kunst, die ihr der Komponist frei gelassen hat, zu entfalten. Von unsrer königlichen mag man manches verlangen, nur nicht hohe Leistungen der Regie. Es hieße verschwendend, wollten wir alle die einzelnen Unklarheiten und Unmöglichkeiten der scenischen Ausgestaltung aufzählen. Zudem fehlt in jenem Haus ersichtlich eine künstlerische Gesamtleitung, die den Reichtum an einzelnen Kräften zu großem einseitigem Wirken führte. Schade um die aufopfernde Arbeit der Einzelnen; wir ehren sie wohl am besten, indem wir sie alle namenlos anerkennen. Nur die eine dieser Kräfte zeichnete sich, insbesondere durch die musterhaft deutsche Stimme, die hell und klar das Haus durchdrang, so sehr aus, daß wir sie als den Ersatz der vermißten Oberleitung und wohl als den teilweisen Retter künstlerischer Ehre begrüßen können: der Souffleur. Öffentlich wird er uns an keine Konkurrenzbühne in Vlieskastel oder onstivo wegberufen werden. —

Völkerrunde.

v. Vampyr Glaube auf Celebes. Bei sehr vielen Völkern der Erde findet sich der Glaube an Werwölfe. Man versteht darunter Menschen, welche ihre Mitmenschen töten, um ihnen das Blut auszutrinken oder sonst Teile ihres Körpers zu verschlecken. Dabei treiben die Werwölfe ihre schlimme Handlung nicht etwa aus bösem Willen, sondern sie unterliegen einem unwillkürlichen Trieb. In Celebes herrscht nun die ganz eigentümliche Anschauung, daß das Werwölfstum von einem Menschen auf den andern durch Anstreckung übertragen wird, und zwar nicht unmittelbar, sondern mittels Gebrauchsgegenständen, also genau so, wie wir uns jetzt die Verbreitung ansteckender Krankheiten denken. Ein Kind z. B. kann Werwolf werden, wenn es von dem Reis ist, den sein Vater, der ein Werwolf ist, übrig gelassen hat; ein Mensch wird Werwolf, wenn er den Trinknapf benützt, aus dem ein Werwolf getrunken hat, oder wenn er beim Betetlauen von demselben Stalk nimmt (Stalk gehört ja zum Betelgenuß), von dem ein Werwolf etwas benützt hat. Nun sollte man meinen, daß diese Art der Werwolfübertragung die Einwohner von Celebes gegen die Werwölfe, die ja nichts dafür können, daß sie es geworden sind, milde stimmt; aber nein, wer nach ihrer Meinung überwiesen ist, ein Werwolf zu sein, wird erbarmungslos hingegerichtet, und solche Werwolfprozesse kommen bis in die neueste Zeit häufig vor. —

Medizinisches.

en. Augen-Kopfschmerzen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß ein großer Teil der Kopfschmerzen, an denen die Menschheit zu leiden hat, von den Augen ausgeht. Es sind aber merkwürdigerweise nicht die schlechten Augen, also die sehr kurzstichtigen

oder sehr weisichtigen, deren Anpassungsfähigkeit für die Betrachtung eines Gegenstands gering ist, sondern gerade diejenigen, die mit Bezug auf ihre Sehkraft nur ganz wenig zu wünschen übrig lassen. Dieser Umstand erscheint auch erklärlich, denn ein sehr Weitsichtiger oder sehr Kurzstichtiger giebt es bald auf, ohne weitere Hilfsmittel sein Auge zur Erfüllung seiner Aufgabe zu zwingen, sondern er schafft sich einfach ein zweckmäßiges Glas an, das die nötige Anpassung besorgt. Ist aber die Anpassungsfähigkeit des Auges nur wenig beeinträchtigt, so wird sein Besitzer versuchen, ohne andre Hilfsmittel auszukommen, er wird daher die betreffenden Muskel häufig anstrengen, sie dadurch rebellisch und zum Erreger von Kopfschmerzen machen. Die sogenannte Alterssichtigkeit, d. h. diejenige Veränderung der Sehkraft, die sich mit dem Alter einstellt, wird nur selten zum Anlaß von Kopfschmerzen, außer beim Beginn ihrer Entwicklung. Ferner ist es festgestellt worden, daß die äußeren Augenmuskeln weniger oft zu Kopfschmerzen reizen, als die Anpassungsmuskeln, obgleich jene wieder häufiger Migräne, Schwindel und allgemeines Uebelbefinden verursachen. —

Humoristisches.

- Respektsperson. Schneider Luperl (welcher als Gemeinbediener gewählt wurde, zu seiner Frau): „... Und böst's weist, Bärbel, wennst Dich von jetzt ab noch amal an mi' vergreiffst, is dös a' De amtenbeleidigung!“ —
- Winkl. Fräulein (zu ihrem schüchternen Verehrer): „Sagen Sie, Herr Adolf, giebt's eigentlich bloß in den Romanen u Klüße?“ —
- Kindermund. Der kleine Hans sollte nach Ostern als ABC-Schütze in eine Vorklasse eintreten. Einige Tage vor Beginn der Schule kam er zu seinem Vater in dessen Schreibzimmer und sagte ernst: „Vater, ich muß Dir was sagen.“ „Na, was denn, mein Junge?“ „Ich will Dir bloß sagen, in die Schule gehe ich nicht.“ „So, warum denn nicht? Du mußt doch lernen und klug werden.“ „Nein, in die Schule geh' ich nicht,“ wiederholte der Kleine fest und entschlossen, „eine ganze Stunde still sitzen, das kann ja kein Mensch aushalten.“

Notizen.

- Von Hermann Vahr ist im Wiener Verlag „Der Franzl“, fünf Bilder eines guten Manns, erschienen. —
- Der dänische Schriftsteller Hermann Bang, der Verfasser von „Am Wege“, liegt in Kopenhagen todkrank danieder. —
- Gerhart Hauptmann hat zwei neue Stücke: „Michael Kramer“ und „Der arme Heinrich“ nahezu vollendet; eines dieser Stücke wird noch in dieser Saison aufgeführt werden. —
- Elisabeth Meyer-Försters Drama „Käthe“ wird am 20. Oktober als Sondervorstellung im Berliner Theater in Scene gehen. —
- „Seelust“, ein dreiaktiges Lustspiel von Stobiger, ist vom Schauspielhaus zur Aufführung angenommen worden. —
- Josephine Glöckner, bisher Soubrette am Carl-Theater in Wien, wird im Februar im Apollo-Theater in Berlin auftreten. —
- Ein internationales Preisanschreiben für einen modernen Salon für die internationale Kunstausstellung zu Dresden im Jahre 1901 hat Robert Hoffmann in Dresden, Falkenstr. 7, erlassen. Die ausgesetzten Preise betragen 1000, 500 und 300 M. —
- Pflanzenleben in großen Höhen. Der höchste Punkt, wo bisher mit Sicherheit blühende Pflanzen gefunden worden sind, lag in den Anden in einer Meereshöhe von etwa 5170 Meter, wiewohl der botanische Garten von Keiv Pflanzen aufweist, die in noch etwas größerer Höhe angetroffen sein sollen. Sir Martin Conway hat nun von seiner letzten Expedition in die bolivianischen Anden (vgl. „Globus“ Bd. 78, S. 114) ein halbes Duzend Pflanzenarten heimgebracht, die in einer Höhe von über 5490 Meter blühten, eine gar in 5625 Meter Höhe. Es sind eine Steinbrechart, eine Malve, eine Baldrianart und mehrere Compositae. Diese erreichen die äußerste Höhe der Phanerogamen in Tibet, wo Dr. Thoreld einer Art in 5770 Meter Höhe begegnete. —
- Müller contra „Kora“. Im Görlitzer Stadt-Theater wurde dieser Tage Jofens „Kora“ gegeben. Als bis zur Hälfte des ersten Akts gespielt worden war, erhob sich plötzlich ein Zuschauer und sprach nach einigen unverständlichen Worten: „Das Stück paßt mir nicht. Ich heiße August Müller.“ Der auscheinend aus der Kneipe Gekommene hätte gewiß noch weiter laut kritisiert, wenn man ihn nicht aus den heiligen Hallen hinaus „gewinkt“ hätte. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 14. Oktober.